

Yale 2018/19 – Ein schönes und bereicherndes Jahr, geprägt von der extremen Politisierung amerikanischer Hochschulen.

Unter vielen U.S.Akademikern ist dies schon längst kein Geheimnis mehr: Universitäten verstehen sich als Teilnehmer der politischen Schlachten und der öffentlichen Debatten. Natürlich war die Teilnahme am Politischen, Max Webers Warnungen vor „Kathedersprophetie“ zum trotz, auch immer ein Aspekt ihrer gesellschaftlichen Funktion. Spätere Politiker erlangten erst hier das geistige Werkzeug sowie die rhetorische Geschliffenheit, um sich im bevorstehenden politischen Kampf behaupten zu können. Dennoch, so meine ich, bemühten sich Studenten wie Lehrende nicht mit ihrem Forschungsgegenstand – den handelnden politischen Akteuren und demnach Setzenden eines letzten Menschenbildes – zu verschmelzen.

Das Selbstverständnis amerikanischer Universitäten hat sich diesbezüglich noch einmal „fortentwickelt“. Universitäten haben, besonders in Zeiten des „Populismuses“ Donald Trumps, den Anspruch Agenten für die gerechte Sache zu sein. So sind sie aktive Teilnehmer der gesellschaftlichen Schlachten. Seit spätesten 2015, als Studenten in Princeton versuchten das Erbe des ehemaligen Rektors und späteren U.S. Präsidenten Woodrow Wilson, wegen seiner angeblich grundsätzlich rassistischen Haltung durch Umbenennung von Räumen und Gebäuden möglichst vergessen zu machen, weiß man auch in Deutschland um das politische Frontkämpfertum amerikanischer Spitzenuniversitäten. Die damaligen Vorgänge in Princeton genossen in den überregionalen deutschen Presse große Aufmerksamkeit.

Yale und den anderen „Efeu-Universitäten“ geht es oft nicht mehr darum, den kritischen Geist der eigenen Studenten über die zwei, vier oder fünf Jahre eines Masterprogramms, des Bachelors oder der Promotion zu schärfen, damit sie später offen aber kritisch, vielleicht auch vermittelnd, die zukünftigen Gesellschaften prägen können. Nein, heute geht es um anderes, und es ist mir ein Anliegen den Großteil dieses vorliegenden Berichts der sauren Realität von Yales einseitiger Politisierung zu widmen.

Yale 2018/19 innerhalb der Lehrveranstaltungen

Wie die deutschen streben auch amerikanische Hochschulen vor allem nach „Exzellenz“. Die akademische Verwendung dieses Terminus der wirtschaftlichen Qualitätssicherung ist offenbarend für die mehr oder weniger verdeckt laufenden inhaltlichen Wandlungsprozesse, welche die Universität der englischsprachigen Welt (und unserer eigenen) durchlaufen haben. Der britische Komparatist Bill Readings deutete den hier angedeuteten universitären Wertewandel als tatsächlichen Wertverfall. Unverrückbar stand die eigene Forschung europäischer Universitäten von Königsberg über Heidelberg bis nach Oxford im Geiste der, im engeren Sinne, je eigenen nationalen

Kulturen, im weitesten, der abendländisch-europäischen Kultur. Diese Kultur(en) einte ein humanistisches und ein christliches Moment. Trotz relativer eigener „Kulturlosigkeit“, besann sich auch die amerikanische Akademie bis in die jüngste Vergangenheit hinein auf diesen westlichen Bildungs- und Wertekanon. Inhalt und Lebenswelt der westlichen Universitäten war die Kultur, nicht irgendeine, sondern die westliche.

Im Schwange des späten Zwanzigsten Jahrhunderts änderte sich diese Auffassung vor allem in Amerika. Aus der westlichen Universität wurde zuerst einmal die Konsum-, d.h. Kunden-orientierte Marktuniversität: „The appeal to excellence marks the fact that there is no longer any idea of the University, or rather that the idea has now lost all content. As a non-referential unit of value entirely internal to the system, excellence marks nothing more than the moment of technology's self-reflection“, schrieb Readings in seinem Buch „The University in Ruins“ (Harvard University Press) bereits im Jahre 1996 (S. 39).

Die Universität wurde demnach zu einem kulturlosen Teilnehmer des freien Marktes, die ihr Angebot auf den Geschmack des Nachfragers nach Belieben einstellen konnte. Der Kundengeschmack auf welchen sie sich von nun an einzustellen hatte war der ihrer potentiellen Konsumenten und damit vor allem des liberalen Amerikas. Unter der Führung vieler links gesonnener Professoren, welche der Geist von Achtundsechzig wahrscheinlich noch in höherem Maße in die Institutionen geschwappt hatte als in Deutschland, nahm „die amerikanische Universität“ die Veränderungen ihrer politisierenden Konsumenten und Angestellten willig und über ein gesundes Maß hinaus vor.

Die heutigen Konsequenzen sind weitreichend: Über den von Readings bereits 1996 prognostizierten Abschied von altphilologischen Fakultäten (die sogenannten „Departments for Classics“) wird ganz unverhohlen nachgedacht (S. 33). In Yale hatte man übrigens erst zuletzt den endgültigen Abschied des Institutes für „Classics“ verhindern können. Mancherorts müssen in den USA sogar die Historiker um ihr Fortbestehen bangen.

Religion, insbesondere das Christentum, spielt in der durchschnittlichen Deutung von Welt und Wissenschaft fast gar keine Rolle mehr, war sie doch niemals integraler Bestandteil des linksliberalen Weltbildes, welches die amerikanischen Wissenschaften seit den sechziger Jahren prägt. Die transformative Kraft der christlichen Religion in der Geschichte wird außerhalb der Divinity School beinahe ganz ausgeblendet. Dessen ethischen und kulturellen Dimension ereilt das gleiche Schicksal. Das klaffende Loch, welches der Ausverkauf der Religion in die Sinnhaftigkeit des täglichen Diskurses gerissen hat, lässt sich kaum füllen. Mittlerweile pflegen die Studenten einen unreflektierten und wenig restringierten Fortschritts- und Wissenschafts-Glauben, der leicht in eine entmenschlichte Überwachungstyrannie führen könnte und einen Begriff von Wissenschaft mit

sich führt, der zuletzt an den sozialistischen Universitäten Osteuropas lebendig war (für weitere dementsprechende Impulse siehe Alan Jacobs: „The Year of Our Lord 1943. Christian Humanism in an Age of Crisis, Oxford University Press: New York 2018).¹

Mit den bisher unausrottbaren Überbleibseln klassischer Wissenschaften treibt man dann sein übriges: Die westliche Geschichte ist vor allem kolonial, Aristoteles war zuvorderst ein „weißer“ Mann, was natürlich heißt, dass seine Philosophie keine ewigen Wahrheiten, sondern eben nur die des bösen weißen Mannes zu Tage gebracht hatte. Schließlich stürzt man sich auf Bibelstellen, die in Sachen Homosexualität oder Geschlechteridentität besten Falls uneindeutig sind, als bildeten sie das Wesen der christlichen Botschaft. Zu der naiven Fortschrittsreligion des progressiven Amerika (und damit Yales) gehören schließlich auch die beiden Dogmen „Diversität“ und „Nachhaltigkeit“, so jedenfalls einmal sehr treffend die sarkastische Bemerkung eines Professors.

Für die Lehre bedeutet all dies, dass man Kursen klassischer akademischer Themen, insbesondere des westlichen Kanons, länger suchen muss als zuvor. Während also die hochschulweiten Anforderungen an philosophischer und geschichtlicher Bildung, und damit auch grundsätzlicher Allgemeinbildung – sozusagen „From Plato to Nato“ (David Gress), abnehmen ist die allgemeine Kritikfreudigkeit (natürlich nur so lange diese sich in den Bahnen des angestrebten politischen Mainstreams bewegt) gestiegen. Hier entsteht ein Missverhältnis, das dennoch weitgehend, vielleicht auch willentlich, unbemerkt bleibt. Es ist zuweilen als biese ein nicht geringer Teil der dortigen Wissenschaftler sich die Quellen zurecht, als nehme man zuerst eine spektakuläre und zeitgemäße politische Annahme, um sich danach aus einem losen Sammelsurium von Belegen die Hypothese nach angeblich „allen Regeln der Kunst“ zu bestätigen.

Manchem Professor und Kommilitonen missfällt diese augenscheinliche Stümperei im Namen der (selbst-)Gerechtigkeit. Jene wenigen halten sich meistens bedeckt. Aus Angst ihre öffentliche Reputation könnte ansonsten Schaden nehmen, halten sich die letzten der nur geduldeten aber nicht länger erwünschten Bedenkenträger im Hintergrund. Leider hatten Vorkommnisse der vergangenen Jahre ihre Scheu gerechtfertigt.²

1 Der in Deutschland derweil wissenschaftlich institutionalisierte „March for Science“ dürfte uns dahingehend mit Sorge erfüllen. Wissenschaft marschiert nicht, und immer wenn sie es tat, war es den Anbruch einer ihrer wenigen lichten Episoden. Und welche Wissenschaft ist hier eigentlich gemeint? Bietet Wissenschaft nicht zuerst eine Vielfalt begründeter Meinungen? Muss sie gewissermaßen nicht immer neu verhandelt werden? Immer mehr verkommt „die Wissenschaft“ zur Anhängerin eines einseitigen Weltbildes, das vom Mainstream jener akademischen Machthaber bestimmt wird, die sich Ursprungs in einem Marsch durch die Institutionen an ihre Spitze setzten.

2 Einer meiner Professoren verriet mir, dass ihm seine Frau zum Schutz der eigenen Reputation und zur Bewahrung der eigenen Friedens verboten hatte einen Kollegen zu unterstützen, der sich gegen den politischen Mainstream aufgelehnt hatte. 2015 wurde Prof. Nicholas Christakis, Master des Silliman Colleges, eine Art Hausvater, von seinen Pflichten entlassen. Er hatte sich offen gegen einen Kleiderordnungserlass der Universitätsadministration zu Halloween ausgesprochen. Damals meinte Yale seine Studenten in ihrer Kostümwahl im Namen der „politischen Korrektheit“ bevormunden zu müssen. So durften beispielsweise keine ethnischen Kostüme wie das einer Indianerin getragen werden. Der letztlichen Entpflichtung von seinen Ämtern im College gingen wüste Beschimpfungen des Wissenschaftlers in Sillimans Innenhof voraus, welche die Universität bis heute nicht verurteilt hat. Zwei der Studenten,

So manches mal bewirkten intimere Kaffeetreffen oder die Besuche der wöchentlichen Sprechstunden der Professoren diesbezüglich erfrischende Gespräche und frustrierende Bekenntnisse. Schon jetzt ist klar, dass Yale viel daran setzt dieses letzte Häuflein der „Unverbesserlichen“ los zu werden. Yales aktuelle Berufungspolitik spricht dahingehend eine deutliche Sprache. Ohne mindestens einer Publikation in den Modelforschungen Feminismus/Diversität/Queerness/Identität dürfte man eine Berufung auf einen Lehrstuhl eigentlich nicht erwarten, so legte es mir einmal ein Theologieprofessor kritisch dar. Dass die Universität weißen Männern die ordentliche Berufung (das „Tenure Track“ Verfahren) erschwert, hingegen Minderheiten und Exoten, mit relativer Gleichgültigkeit gegenüber ihrer Qualifikation, mit offenen Armen empfängt, wird mittlerweile sogar von der amerikanischen Öffentlichkeit besprochen (Siehe Heather Mac Donald: At Yale, 'Diversity' Means More of the Same, in: The Wall Street Journal, 23.4.2019.)

Freuen darf man sich als Deutscher dann aber doch manches mal. Nämlich immer, wenn in den Seminaren spannende deutschsprachige Denker wie Carl Schmitt oder Leo Strauss behandelt werden, die hierzulande abseits des Feuilletons schon längst durch diejenige verband und verurteilt wurden, welche heute das Aufkommen und Erstarken der AfD als den Wiederanbruch des Dritten Reichs meinen deuten zu können. (Einen kritischen Kommentar zu historischer Hypertrophie lieferte jüngst ZEIT-Herausgeber Josef Joffe: Is Germany Slouching Toward Weimar Again?, in: The Wall Street Journal, 23.9.2018.)

Wie ich bereits in meinem Zwischenbericht angedeutet habe, ließ ich im Frühjahr 2019 der Forschung viel Raum. Schließlich nahm ich zwei Wochen lang Einblick die briefliche Hinterlassenschaft Roland Herbert Baintons. Ich nistete mich im Archiv der Divinity School ein, wo ich Prof. Baintons gesamte Korrespondenz mit deutschen Freunden und Kollegen der spannenden Jahre zwischen 1930 und 1980 las. Die dort entwickelten Gedanken werden im Rahmen der Examensarbeit 2020 dann hoffentlich zu größerer Reife gelangen.

Relativ unpolitisch ging es auch in den von mir gewählten Kursen zu: Ich besuchte das Leibniz Seminar Michael Della Roccas, einem nicht nur fachlich höchst kompetenten, sondern auch den Studenten sehr zugewandten Professor. Manchmal kommt es vor, dass „urdeutsche Themen“, wie etwas die Philosophie Leibnizes, in den USA besser erforscht werden als zuhause in Deutschland. Mit der Wahl des Seminars knüpfte ich auch an frühere Beschäftigungen mit der Philosophie in Göttingen an. Da mich Kants Erkenntniskritik seit Studienbeginn in den Bann zu ziehen vermochte

welche den Verhaltenswissenschaftler physisch und verbal bedrängt hatten, zeichnete die Universität wenig später sogar aus. Sie bekamen einen Preis für ihren angeblichen Mut, sich gegen Ungerechtigkeit aufgelehnt zu haben.

und ich auf diesem Feld Erfahrung mitbrachte, sprach ich mit Della Rocca ein Hausarbeitsthema ab, das Leibniz mit Kant verband. Meine Hausarbeit handelte also von Leibnizes Erbe in einem Kapitel der Kantischen Kritik der reinen Vernunft. Prof. Della Rocca witzelte einmal, dass die theoretische Philosophie auch immer eine gute Möglichkeit bieten würde, das politisierte Wissenschaftsklima dieser Tage zu umgehen. Vielleicht war mir ein Seminar im trocken anmutenden Bereich philosophischer Erkenntniskritik gerade deswegen ein Bedürfnis?

Von meinem historischen Interesse konnte ich dann doch nicht ganz ablassen. Und so belegte ich das Seminar zu Jonathan Edwards und der Ausprägungen des amerikanischen Puritanismus der Edwards Kenner Kenneth P. Minkema und Harry S. Stout. Auch hier ging es weitgehend unpolitisch zu. Meine Abschlussarbeit schrieb ich zum Paradox des großen Zuspruches einer frühen kapitalistischen Bewegung, der Massachusetts Land Bank, unter den eher monastisch geprägten Erweckungspredigern der amerikanischen Kolonien in der ersten Hälfte des Achtzehnten Jahrhunderts. Nur einmal überkam mich in dieser Veranstaltung die Ahnung, der Campuspolitik nicht völlig entflohen zu sein. Die Veranstaltung behandelte geschichtliche Strömungen des frühen britisch geprägten Amerikas. Es trug mit Jonathan Edwards zudem den Namen eines „weißen“ Theologen im Titel. Die Zusammensetzung seiner Teilnehmerschaft rein aus „weißen Männern“ und einer (weißen) Frau brachte mir die bittere Realität bei, dass die politische Ideologie meiner Umgebung sogar bis in den Seminarraum dieser unanstößigen Veranstaltung reichte.

Zu Anfang meiner Zeit in Yale fiel es mir schwer zu glauben, was mancher amerikanischer Freund gebetsmühlenartig wiederholte. Es erschien mir einfach als zu extrem, zu schwarz und weiß: „Der heutige Feind des akademischen Amerikas ist der körperlich gesunde und weiße heterosexuelle Mann mitsamt seiner Geschichte.“ Heute würde ich dieser extremen Schlussfolgerung unter Vorbehalten zustimmen. Das Wachstum meiner Toleranz gegenüber derart pessimistischen Prognosen verdankt sich nicht zuletzt der alltäglichen und schwer umgänglichen „Propagandamaschine“ der Yale Divinity School.

Diese Gelegenheit sei auch für einen schnellen Ratschlag an alle jene Heidelberger Theologen genutzt, die sich noch nicht sicher sein sollten, ob der Austausch mit Yale für sie die beste aller Möglichkeiten böte: An der politisierten Stimmung in Yale wird sich nach meinem Ermessen so schnell nichts ändern. Sollte man also keine Affinität zur einschlägigen politischen Theologie der Fakultät verspüren oder berechtigte Zweifel an deren Wissenschaftlichkeit hegen, dann würde ich dazu raten, sich nochmal vollen Ernstes mit der neu geschaffenen Möglichkeit eines Studiums an der katholischen Universität Notre Dame auseinanderzusetzen. Princeton böte wohl *more of the same*. Obendrein ist sowohl das dortige Seminary als auch die Universität bedeutend kleiner als Yale, was die „Fluchtmöglichkeiten“ erheblich einschränken würde. Das römisch-konservative

Notre Dame besitzt ein traditionelles Wissenschaftsverständnis. Notre Dame sei daher all den Heidelbergern empfohlen, welche die reichen Beständen westeuropäischer Theologie bisher noch mit Anerkennung erfüllen konnten.

Dennoch möchte abschließend betonen, dass die Lehre Yales noch einiges an kritischer und wirklich offener Forschung bietet. Eine Selbstverständlichkeit ist dies meines Erachtens aber nicht mehr. Der geartete Lehre ist rar und jeder Träger traditionellerer wissenschaftlicher Überzeugungen muss sich auf eine längere Suche durch das Veranstaltungsangebot hindurch begeben. Viele der Studenten, die Yales einseitiger und aggressiver Politisierung kritisch gegenüber stehen, haben dies getan. Sie sind auf die Suche gegangen und haben die wenigen Professoren gefunden, welche sie ihr ganzes Studium begleiten werden. Das ist auch gut so, führt aber langfristig zu Verengungen und kann daher leider nicht als Idealzustand angesehen werden. Den Heidelberger Austauschstudenten, welche zumeist fortgeschrittenen Studiums sich ihre „Helden“ schon ausgesucht haben bevor sie überhaupt ins Flugzeug steigen, mag diese Situation weniger stören. Vereinzelt bekommt in Yale jeder was geboten und den Austauschstudenten wird es dort auch in Zukunft wohl ergehen. Man munkelt aber bereits, dass moderat oder stärker konservativ geprägte amerikanische Familien ihre talentierten Kinder immer widerwilliger an Ivy-League Universitäten schicken. Yales gesellschaftlicher Deutungsmacht werden diese Tendenzen jedenfalls schaden. Diese warnenden Signale sollten die Hochschule eigentlich zur schnellen Umkehr auffordern.

Yale 2018/19 außerhalb der Lehrveranstaltungen

Yales Campuskultur ist so lebendig wie eh und je. Doch auch hier dominiert das Politische. Die „Undergraduates“ bilden das Zentrum der universitären Lebens. Zwar sind viele der in Yale traditionsreichen politischen Clubs und Organisationen für „Graduate“ Studenten schwerer zugänglich, nichts desto trotz sollte man sich informieren und überall einmal „beherzt“ anklopfen. Hier könnten sich die Tore zu einer weiten und reich verzweigten Parallelwelt öffnen, die einige Freundschaften (und für viele sogar den ersten Job) mit sich bringt. Hier liegt vielleicht die größte Stärke der amerikanischen „Eliteuniversitäten“. Ich selbst war Mitglied des „Buckley Fellowship“, eine der republikanischen Partei nahe stehenden Studentenorganisation, welche sich für die freie Rede und alternative Meinungen auf dem Campus einsetzt. In fast wöchentlichem Takt konnte man als Mitglied an Vorlesungen und Seminaren hochkarätiger auswärtiger Wissenschaftler teilnehmen. Einladungen der Organisation folgten renommierte Persönlichkeiten wie ex U.S. Außenminister Henry Kissinger oder Ökonom Art Laffer. Für Henry Kissinger lud die Organisation in ein schickes Hotel in New York City ein, wobei sie die Kosten für ihre studentischen Mitglieder übernahm.

Persönlichkeiten wie Art Laffer konnte man abends im Rahmen einer vom Fellowship gesponserten Cocktail-Hour sprechen.

Im Bereich des studentischen Lebens zeigte Yale sich überraschend offen und vielseitig. Eine derartige Vielfalt an studentischen Organisationen mit ähnlicher Bedeutung ist in Deutschland nicht denkbar. Obendrein genossen all diese Initiativen die ungeteilte Aufmerksamkeit *aller* Studenten. In Yale ist es schon recht schwer jemanden zu finden, der von dieser Welt unberührt bleibt. Für die besonders Ambitionierten schickte es sich sogar Teil mehrerer Organisationen und zeitweises Mitglied ihrer Präsidien gewesen zu sein.

Nur in dieser extra-kurrikularen Welt schien das politische Meinungsspektrum nahezu vollständig abgedeckt werden zu können. Nirgendwo sonst sind die Mythen und bekannten Bräuche der altehrwürdigen Ostküstenuniversitäten noch derart präsent. Das organisierte studentische Leben Yales bildet noch immer ein notwendiges Meinungs- und Traditions-Forum, das vielleicht mehr denn je als Gegengewicht zu den doktrinären und die Traditionen vergessenden Ansichten der Universitätsleitung gebraucht wird. Mir fallen hierzu zu noch die von einem noblen Abendessen begleiteten Vortragsabende einer Gruppe von alten Yale Absolventen ein. Alle waren sie hoch erfolgreiche Männer, die, außer der Freundschaft aus Studententagen und einem intellektuellen Interesse an der Politik, die tiefe Abneigung gegenüber der Hochschulpolitik Peter Saloveys, dem jetzigen Präsidenten der Universität, verband. Die Schuldigen der schädlichen Ideologisierung Yales machten sie in der Hochschuladministration, genauer in der Personalie Saloveys, aus. Ihren Frust über den gegenwärtigen Zustand der Alma mater leiteten sie in reformerische Bahnen, indem sie ihren Wohlstand dazu nutzen, anspruchsvolle Redner einzuladen und dabei interessierte Studenten mit einem mehrgängigem Abendessen zu versorgen. Das Format ging auf. Die Abende boten viel Stoff zum weiterdenken und waren damit mehr als eine körperliche Wohltat.

Die in diesen studentischen Organisationen wirkende landeseigene Mentalität trägt das radikale Präfix „anti“. Dennoch wirkt sie höchst versöhnlich: Der zugleich gepriesene und gefürchtete amerikanische Anti-Autoritarismus, welcher hier in Paarung mit dem besonderen Eigenverantwortlichkeitssinn des Landes („do-it-yourself-Mentalität“) auftritt, wirkt auch heute noch segensreich auf das politische Klima der Universität. Und was im Kleinen gilt, das gilt auch im Großen. Weil Opposition sich stets formierte und in allen Debatten des Landes möglich war, gelang es dem amerikanischen Volk die Zeit als eine Nation zu überdauern und mit seiner Demokratie ein Leuchtturm der Nationen zu werden. Ein Fortgang dieser, seiner Erfolgsgeschichte wünsche ich auch Yale.